



ILKO-SASCHA KOWALCZUK

Walter Ulbricht.
Der deutsche Kommunist (1893-1945)

C.H. Beck | München 2023
1006 Seiten, Hardcover | 58,00 €
ISBN 978-3-406-80660-5

Walter Ulbricht.
Der kommunistische Diktator (1945-1973)

C.H. Beck | München 2024
956 Seiten, Hardcover | 58,00 €
ISBN 978-3-406-81396-2

rezensiert von

MARTIN SABROW, Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam

Biografien kommunistischer Politiker sind häufig durch eine auffallend karge Quellenlage geprägt: Die oft genug mit Decknamen operierenden Akteure der kommunistischen Ära lassen sich nur schwer als Charaktere greifen; sie verbergen schon der Mitwelt und erst recht der Nachwelt ihr persönliches Denken und Fühlen hinter ihrer politischen Funktion, und sie verschwinden immer wieder gänzlich hinter der Partei, der sie dienen. Nicht zufällig ist auch derjenige Protagonist bislang von der zeithistorischen Diktaturforschung weitgehend randständig behandelt worden, der die Geschichte des deutschen Kommunismus stärker und länger als jeder andere geprägt hat: Walter Ulbricht. Von einstigen Weggefährten gern als »Genosse Zelle« und »Professor Unrat der Revolution« tituiert, der seine präzise funktionierenden Beamtenintrigen für machiavellistische Staatskunst hielt, sagte man Ulbricht schon in den

Weimarer Jahren eine eisige Aura der Unnahbarkeit nach oder gar ein »vor Bosheit steifes Gesicht« (Gustav Regler). Wohl ist die Überlieferung im deutschen wie im russischen Parteiarchiv denkbar breit – doch die zahllosen Redemanuskripte, Zeitungsartikel und Sitzungsprotokolle und ebenso die in der DDR gesammelten und innerparteilich redigierten »Veteranenzeugnisse« einstiger Kampfgefährten bieten wenig Stoff für ein farbiges Persönlichkeitsbild; sie spiegeln vor allem die tote Blässe einer Bewegung, die ihre Lebendigkeit ganz auf die mythisierte Partei übertragen hat.

In seiner zweibändigen Ulbricht-Biografie sucht Ilko-Sascha Kowalczuk der Sprödigkeit seines Sujets und der Kargheit seiner Quellen mit einer langjährigen Recherche beizukommen, die ihresgleichen sucht. Schon im ersten, bis zur Zäsur von 1945 reichenden Band wird für die lebensgeschichtliche Nachzeichnung aufgeboten, was nur gefordert werden kann: empirische Ausdauer, analytische Präzision und Mut zur Neudeutung. Die eintausend Seiten und über viertausend Fußnoten des Bandes künden von dem hartnäckigen und andauernden Ringen mit einem historischen Akteur, dessen persönliche Verslossenheit und dessen konspiratives Politikverständnis sich solcher Spurenverfolgung mit derselben Hartnäckigkeit verweigert, mit der der Biograf sie betreibt. Das Ergebnis ist beeindruckend. Detailliert und gründlich zeichnet der Autor die politische Karriere des Parteibürokraten nach, und er räumt mit vielen Unschärfen und Irrtümern der bisherigen Ulbricht-Biografik auf. Wie er eingehend belegen kann, folgte Ulbricht anders als bislang angenommen keineswegs sklavisch wechselnden Mehrheiten, sondern entwickelte sich als Parteichef erst in Thüringen und später in Berlin-Brandenburg zu einem eigenständigen Politiker, der in den Konflikten der Weimarer Jahre ebenso mutig Partei nahm wie später in den Fraktionskämpfen der Exilzeit, um schließlich in Moskau die Intrigen und Anschuldigungen während des Großen Terrors unbeschadet zu überstehen und so keineswegs zufällig zum eigentlichen Parteiführer der in Deutschland zerschlagenen KPD aufzusteigen.

Eine solche Urteilskorrektur war überfällig und sie ist Kowalczuks Verdienst. Doch der Autor will mehr – er ficht für eine umfassende Neuzeichnung des Ulbricht-Bildes. Der farblose Unsympath mit dem kalten Blick und der dünnen Fistelstimme, der politische Befreiung in autoritäre Organisation übersetzte, er wird in der Sicht seines Biografen zum wichtigsten deutschen Kommunisten in der Weimarer Republik und im späteren Moskauer Exil. Wie passt dieses Urteil zu den entgegenstehenden Eindrücken und Urteilen so vieler einstiger Weggefährten aus der Zeit vor 1945? Deren fast durchweg kritische, häufig feindselige Bewertung unterwirft Kowalczuk umstandslos den Wertmaßstäben der Gegenwart, um sie unglaubwürdig zu machen: Die herabsetzende Schilderung des unansehnlichen Mannes mit den schwimmenden Augen und der vermenschenden Sprache wird Kowalczuk zum irritierenden Bodyshaming; das Kehlkopfleiden, das Ulbricht so viel böartige Häme eingetragen habe, deutet der Biograf als schmerzvoll erlittene Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrung. Zuweilen nimmt Kowalczuk in diesem Zusammenhang sogar argumentative Anleihe bei der Hagiografie aus der frühen DDR. So, wenn es etwa heißt, dass Walter Ulbricht »ganz glücklich« sei, einen Flugblattdruck zustande gebracht zu haben, oder der Autor findet, dass sein Held »vielleicht kein Bibliophiler, aber ein großer Bücherfreund« war. Auch die Feststellung, dass tschechoslowakische Fragen zeitlebens ein besonderes Augenmerk für Ulbricht blieben, wirkt angesichts von dessen Bereitschaft zur Beteiligung am sowjetischen Einmarsch in Prag 1968 doch allzu glättend.

Angesichts der biografischen Unergiebigkeit der parteioffiziellen Überlieferung greift Kowalczuk dankbar auf die wenigen überlieferten Zeugnissen des privaten Lebens Ulbrichts zu. Doch selbst die etwa 60 Briefe, die er mit seiner Geliebten und späteren Ehefrau Lotte Kühn während der Moskauer Exiljahre wechselte, geben wenig Aufschluss. Sie bieten etwa den Einblick, dass Ulbricht nicht gern früh aufstand, und lassen den Biografen ernsthaft darüber rätseln, warum die beiden sich wechselseitig mit »Schufferle« anredeten. Mehr als die Erkenntnis, dass selbst ein Mann wie Ulbricht neben dem amtlichen ein privates Gesicht hatte, gibt auch diese Quellengattung nicht her. Blutlos bleibt in Kowalczuks Buch auch sonst das Personal, das die historische Bühne der KPD in der Weimarer Zeit und dann in der Illegalität bevölkerte. Wie Schemen huschen Ernst Thälmann und Herbert Wehner, Wilhelm Pieck und Franz Dahlem, Dmitri Manuilski und Georgi Dimitroff und eine Fülle weiterer plötzlich auftauchender und wieder verschwindender Namen durch eine

unendliche Abfolge von Konflikten und Episoden, die sich nicht leicht zu einer zusammenhängenden Erzählung fügen. Es nimmt daher nicht wunder, dass der Autor vielfach überlang an Einzelthemen der KPD-Geschichte wie der Rolle des Bezirks Thüringen oder der Verhaftung Thälmanns im März 1933 verweilt, in denen Ulbricht selbst nur am Rande erscheint.

So verkörpert der frühe Ulbricht am Ende auch für seinen jüngsten Biografen nur jenen aktenfressenden Apparatschik par excellence mit dem phänomenalen Gedächtnis, als der er schon den Zeitgenossen erschienen war. Zu diesem Ergebnis trägt bei, dass Kowalczuk den einschneidenden Zäsuren der Weimarer KPD-Geschichte wenig Aufmerksamkeit schenkt und auch einer Unterscheidung von Leninismus und Stalinismus nichts abgewinnen kann. So gleicht sein Bild der kommunistischen Bewegung ungewollt dem ihres Parteisoldaten Ulbricht – auch in Kowalczuks Verständnis waren ihr stalinistische Zentralität und Moskauhörigkeit von Beginn an ebenso genetisch eingeschrieben wie die erbitterte Bekämpfung der unentwegt als »sozialfaschistisch« denunzierten Sozialdemokratie. Folgerichtig mischt sich auch in Kowalczuks Ulbricht-Porträt ein Farbton jener lebensgeschichtlichen Unwandelbarkeit, die das Grundmuster kommunistischer Ich-Erzählungen vor und nach 1989 bildet. Ganz in ihrem Duktus verfolgt er die unbeirrbar politische Haltung seines Helden bis in die Revolutionszeit 1918/19 zurück und schließt am Ende des ersten Bandes mit der Feststellung, dass Ulbricht wurde, was er werden wollte: der kommunistische Diktator in Deutschland.

Diesem Vorausblick sucht der im Frühjahr 2024 erschienene zweite Band gerecht zu werden, der nach dem »Genossen Zelle« nun dem ostdeutschen Machthaber gilt – Kowalczuk porträtiert ihn als Staatsmann, der auf Augenhöhe mit seinem Gegenspieler Konrad Adenauer agierte und in seiner historischen Bedeutung in eine Reihe mit Willy Brandt und Helmut Kohl zu stellen sei. Wieder begegnet Kowalczuk seiner Aufgabe mit beeindruckender Akribie. Kein noch so entlegenes Zeitzeugnis, keine noch so undeutliche Spur, der er nicht mit der Ausdauer eines Fährtenlesers nachgeht. Noch jedes der 3500 Bücher aus der nachgelassenen Bibliothek Ulbrichts mustert er in der vergeblichen Hoffnung durch, dass deren Zusammensetzung oder wenigstens die eine oder andere Widmung oder Eintragung Rückschlüsse auf individuelle Vorlieben und eigene Gedanken seines Protagonisten erlaubt. Die Wiedergabe des von Kowalczuk in vieljähriger Arbeit gesammelten Wissens droht den erzählerischen Rahmen zu sprengen. Der in sechs Zeitabschnitte mit jeweils bis zu siebzig Teilkapiteln gegliederte Stoff verwandelt die Biografie passagenweise geradezu in ein Ulbricht-Lexikon, das mit Exkursen über Ulbricht-Briefmarken, Ulbricht-Karikaturen und Ulbricht-Gemälden zu allem erschöpfend Auskunft erteilt, was nur irgend mit der Person und Vita des Porträtierten zu tun hat.

Kowalczuk folgt dem Ende April 1945 aus Moskau nach Berlin zurückgekehrten Parteiorganisator Ulbricht von der Wiederherstellung der Verwaltung in der zerstörten Reichshauptstadt über die unter sowjetischem Druck zustande gekommene Verschmelzung von KPD und SPD bis zur Festigung der kommunistischen Herrschaft in der Sowjetischen Besatzungszone, die ihn 1952 auf einer Parteikonferenz unter tosendem Beifall der Delegierten den Aufbau des Sozialismus verkünden ließ. Nur ein Jahr später aber stand Ulbricht, der seine politische Vision gegen immer stärkeren Widerstand immer rücksichtsloser durchzusetzen suchte, nach Stalins Tod am Rande des Sturzes, vor dem ihn paradoxerweise eben die im Juniaufstand 1953 gipfelnde Empörung der unterdrückten Bevölkerung bewahrte: Als die Sowjets mit Panzermacht eingriffen, wussten sie in ihrer eigenen Herrschaftskrise niemanden, der die Macht besser zu sichern vermochte als er, und zu demselben Ergebnis kamen auch Ulbrichts Mitspieler und Kontrahenten in der SED-Spitze, die ihm zögernd neues Vertrauen entgegenbrachten und dennoch in der Folgezeit entmachtet wurden, sofern sie sich nicht willig unterordneten. In der Folge beschreibt Kowalczuk einen kommunistischen Herrscher, der unbeirrt sein persönliches Regime festigte und mit dem Mauerbau 1961 den Zenit einer unbeschränkten Machtfülle erreichte, die er erst am Ende jenes Jahrzehnts Stück um Stück einbüßte, bis ihm sein Nachfolger Erich Honecker 1971 schließlich das Szepter aus der Hand nahm.

Nichts an dieser Erzählung ist im eigentlichen Sinne neu, aber es malt das üblicherweise grau gehaltene Bild des Ost-Berliner Machthabers mit frischer Farbe neu aus. Bemerkenswert ist auch im zweiten Band, mit welcher Verve der Autor gegen das Klischee des beschränkten Funktionärs

anschreibt, das sich bis heute im öffentlichen Gedächtnis hält. Der buchstäblich an allem interessierte Politiker Ulbricht habe in seiner Vielseitigkeit die Grundvoraussetzung für höchste Staatsämter erfüllt, urteilt der Biograf; sein Machtinstinkt und Herrschaftswille zeugten von einer außergewöhnlichen sozialen wie kognitiven Intelligenz, und der angeblich sture Parteibürokrat habe mehr ideologische Beweglichkeit besessen, als das tradierte biografische Klischee zuzugestehen bereit war.

Dennoch entgeht auch der zweite Teil nicht dem Grundproblem, der schon den ersten zu einer oft trockenen Lektüre macht. Es gelingt Kowalczyk trotz allen Bemühens nicht wirklich, die Persönlichkeit Ulbrichts hinter seiner politischen Rolle anschaulich werden zu lassen, weil das verfügbare Material es einfach nicht hergibt. Auch die Fülle der im SED-Parteiarchiv abgelegten Unterlagen aus der Ära Ulbricht, ergänzt um die von der Staatssicherheit gesammelten Informationen und die in Moskau archivierten Protokolle und Einschätzungen, geben kaum den Blick auf Ulbrichts Persönlichkeit und Innenleben frei. Er habe sich zeitlebens für Kunst und Kultur interessiert und ließ sich gern mit einem Buch in der Hand fotografieren, ging wohl auch in Theater- und Opernaufführungen, erfährt der Leser von Kowalczyk und bleibt doch im Ungewissen: »Über Ulbrichts diesbezügliche Erlebnisse ist wenig zu erfahren.« Folgerichtig fallen Kowalczyks Urteile immer wieder ambivalent aus. Zwar weist er das in der bisherigen Forschung vertretene Urteil zurück, dass Ulbricht nur der opportunistische Vollstreckungsbeamte Moskaus gewesen sei. Ob sein harter Kurs gegenüber der DDR-Bevölkerung aber innerer Überzeugung entsprach oder doch vor allem dem Willen der Sowjets folgte, »muss dahingestellt bleiben«; ob er selbst an seine vielen gesamtdeutschen Vorschläge glaubte, »ist nicht eindeutig zu beantworten«. So bleibt Kowalczyks Ulbricht-Biografie seltsam statuarisch; sie entwirft ein Standbild, das sich aus immer neuen politischen Strategie- und Taktikwechseln zusammensetzt, aber so gut wie nie lebensgeschichtliche Veränderung und Reifung sichtbar macht; ein einziges Mal entschlüpft dem Biografen die Feststellung, dass Ulbricht fünf Jahre vor seinem Tod »sichtlich gealtert« wirkt.

Mehr Erschließungstiefe verspricht ein anderer Zugang, der nicht den Verlockungen des »human interest« folgt, sondern den biografischen Zugang als Schlüssel zum Verständnis des politischen Systems nutzt. Auch ihn erprobt Kowalczyk und lässt nicht den geringsten Zweifel darüber aufkommen, dass es sich bei Ulbricht um einen kommunistischen Alleinherrscher von geradezu absolutistischer Macht gehandelt habe. Diese Macht habe sich allerdings nicht aus den inneren Verhältnissen entwickelt – Ulbricht war vielmehr, so der Autor, ein Diktator »neuen Typs«, der von einer fremden Macht eingesetzt worden war, weil er als Moskau-Emigrant die besten Voraussetzungen mitbrachte, den Willen der sowjetischen Besatzungsmacht zu vollstrecken. War die DDR also eine bloße Satrapie von Stalins Gnaden und ihr absolutistischer Herrscher in Wahrheit ein bloßer Diktaturgehilfe? Dieser inneren Widersprüchlichkeit seiner Typusbildung sucht Kowalczyk zu entkommen, indem er Ulbrichts Regime als allmähliche Emanzipation von der sowjetischen Besatzungsherrschaft auf dem Weg zu einer eigenständigen kommunistischen Diktatur auffasst. Nach der Abrechnung mit seinen innerparteilichen Widersachern von Rudolf Herrnstadt bis Wilhelm Zaisser wurde Ulbricht demnach noch in den 1950er-Jahren zu einem Teil des Moskauer Machtsystems mit eigenen Befugnissen. Die Schließung der Grenze nach West-Berlin 1961 forcierte er als entschiedenster Antreiber im Ostblock, und in den Folgejahren entwickelte der vom Politbürokraten zum technokratischen Reformen gewandelte DDR-Staatschef ein solches Maß an unbequemer Eigeninitiative, dass Moskau 1971 schließlich seiner Ablösung durch den leichter lenkbaren Honecker zustimmte, damit die ständigen Alleingänge der sowjetischen Satrapie fortan unterbunden würden.

Um die Konturen eines solchen Herrschaftstypus schärfer zu zeichnen, hätte sich der Vergleich mit anderen Machthabern im sowjetischen Herrschaftsbereich wie Władysław Gomułka in Polen oder János Kádár in Ungarn angeboten. Auf solche Blickerweiterungen verzichtet Kowalczyk jedoch, so wie er auch die permanente Herausforderung durch Ulbrichts westdeutsche Gegenspieler eher am Rande behandelt, um sich ganz auf dessen Rolle als kommunistischer Diktator zu konzentrieren. Dieser Schreibhaltung fallen freilich die Mitspieler zum Opfer. Undeutlich bleibt die Beziehung zum SED-Vorsitzenden und einzigem DDR-Staatspräsidenten Wilhelm Pieck, den die Sowjets lange als zentrale Führungsfigur ansahen, und mehr noch zu

Ulbrichts Zögling Erich Honecker, der in Kowalczuks Schilderung überhaupt erst im Zuge der Ablösung des sich sträubenden Diktators Profil gewinnt und dabei auf die Schurkenrolle des Königsmörders reduziert wird, der am Ende noch den entmachteten Greis in Pantoffeln zur Schau stellt, um sein eigenes Regime zu festigen.

Aber der Alleinherrscher Ulbricht bleibt in Kowalczuks Buch zugleich ein blasser Diktator. Nie fand in der DDR ein Attentat auf den ersten Mann im Staate statt; der Tyrannenmord spielt auf der kommunistischen Bühne keine Rolle. Hing dies womöglich mit dem Zweifel seiner Feinde zusammen, ob Ulbricht überhaupt ein ›richtiger‹ Diktator war, wie sich Kowalczuk selbst fragt? In der Tat: Sein Buch bezeugt, was der Autor nicht akzeptieren will: Die diktatorische Verfassung der DDR bedurfte nicht der Figur eines allmächtigen Diktators. Die Rolle des Alleinherrschers übernahm im Staatssozialismus die Partei. Sie war es, die mit all den vergötternden Attributen ausgestattet wurde, in denen sich ihre Repräsentanten sonnen konnten, bis sie sie im Namen der Partei wieder verloren. Selbstkritisch musste sich der unmittelbar vor dem Machtverlust stehende Ulbricht nach dem niedergeschlagenen Juniaufstand 1953 von dem um ihn entstandenen Personenkult distanzieren, um so seine Stellung als Erster SED-Sekretär zu behaupten; im Namen eines brüskierten SED-Führungskollektivs stieß Honecker knapp zwanzig Jahre später den Alten, der sich zunehmend für unfehlbar gehalten und sich selbst auf eine Stufe mit Marx gestellt hatte, aus seiner Machtstellung, um das System der kollektiven Führung zu erneuern. Weder in dem einen noch in dem anderen Fall ließ diese Entkleidung das Herrschaftssystem wanken; auch in der DDR blieb der Staatssozialismus noch in der zeitweiligen Machtkonzentration auf ihren Repräsentanten eine Parteidiktatur und nicht eine Tyrannenherrschaft.

Insgesamt erweist sich die überaus gründlich recherchierte Ulbricht-Biografie in ihrem ersten Band weniger als ein Politik und Persönlichkeit verknüpfendes Lebensbild denn als biografisch getönte Institutionsgeschichte und in ihrem zweiten Teil als biografische Suche nach einem Alleinherrscher, der in all seiner Machtfülle doch nur das Werkzeug einer kommunistischen Parteidiktatur blieb. Ungeachtet dieser konzeptionellen Einwände aber bleibt Kowalczuks Zweibänder über Ulbricht eine beeindruckende Leistung, die in ihrer empirischen Sättigung eine fühlbare Lücke der bisherigen DDR-Forschung schließt.

Zitierempfehlung

Martin Sabrow, Doppelrezension zu: Ilko-Sascha Kowalczuk, Walter Ulbricht. Der deutsche Kommunist (1893–1945), C.H. Beck, München 2023; ders., Walter Ulbricht. Der kommunistische Diktator (1945–1973), C.H. Beck, München 2024, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 64, 2024, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82016.pdf>> [20.8.2024].